

1. Einleitung

Ich schreibe das einführende Kapitel dieser Dissertationsschrift im Herbst 2019. Die Zeitschrift DER SPIEGEL berichtet gerade über den Film *The Irishman* von Martin Scorsese, der demnächst nach einem kurzen Ausflug in das preisfähige Medium Kino bei dem Streamingdienst Netflix abrufbar sein soll (Beier 2019). Das Dispositiv, in dem sich dieses Mafia-Epos verorten lässt, bietet zahlreiche Anknüpfungspunkte für zeitdiagnostische Versuchungen. Einer soll in Rekurs auf den Artikel kurz nachgegeben werden: Der Meister der Mafia-Filme schafft ein Spätwerk, das seine Kino-Vorgänger als cineastisches Kollektivwissen zitiert und zugleich aktuelle Rezeptionsformate bespielt und sich darüber hinaus von ihnen finanzieren lässt. Kommerzielle Traditionen und Innovationen verquicken sich zu einem (vielleicht) letzten Versuch, eine Erzählung zu schaffen, die Moden überdauern wird. Jenseits dieser zugegebenermaßen laienhaften Bemühung kulturwissenschaftlicher Zuschreibungen ist vor allem eines interessant: Selbst die Mafia stirbt inzwischen langsam! So beginnt der Film mit einem Einblick in eine Pflegeeinrichtung, die den Protagonisten beherbergt, welcher dort von seiner bewegten Vergangenheit erzählt – und damit vor allem ein ihm unsichtbares Publikum unterhält. Der in die letzten Jahre gekommene Killer siecht in der Organisation dahin und memoriert eine Lebenswirklichkeit, die zu seiner Sterbewirklichkeit nicht recht passen will. Solchermaßen ist der seinen genretypischen Heldentod überlebende Mörder einer ausgedehnten Auseinandersetzung mit dem eigenen Ableben ausgesetzt. Scorseses Film ist in diesem Sinne am langsam nachlassenden Puls der Zeit, denn das kontemporäre Sterben in den westlichen Industrienationen ist typischerweise eines, das sich hinzieht (Imhof 1981) und so mit einer extensiven Konfrontation einhergeht, die bewältigt werden muss.

Ein Merkmal kontemporären gesellschaftlichen Lebens findet sich entsprechend darin, dass das Ableben zu einem spezifischen Problem geworden ist, das auch Soziologen und Soziologinnen¹ auf den Plan ruft, da – die cineastische

1 In dieser Arbeit sollen alle Geschlechter gleichermaßen repräsentiert werden, auch wenn das sprachlich m.E. nicht immer elegant zu lösen ist und an manchen Stellen der Schrift an Grenzen stößt. Ich nutze weitgehend Paarformulierungen und geschlechtsneutrale Personenbezeichnungen. Wenn die Lesbarkeit des Textes durch solche Strategien gefährdet ist,

Hintergrundfolie noch einmal metaphorisch bemühd – der tragische Held im Rollstuhl nicht nur körperliche Verfallserscheinungen aufweist, sondern sich gleichfalls in einer eigentümlichen sozialen Lage wiederfindet. Wäre die Filmhandlung nicht auf die spektakelreiche Vergangenheit des hochbetagten Serienkillers konzentriert, sondern auf seine Lebensereignisse nach dem letzten Umzug, könnte man sich eine besondere aktuelle weibliche Hauptrolle als Widerpart vorstellen: die Sterbebegleiterin. Sie würde dem noch nicht Dahingegangenen zuhören, als Anwältin finaler Wünsche und Bedürfnisse eintreten und ihm idealerweise beim *Loslassen* unterstützen. In dieser Rolle wäre sie die heimliche Heldin des Films, würde sich aber diskret zurückhalten, um dem Sterbenden die Bühne zu überlassen. Um diese Figur geht es im weitesten Sinne in dem vorliegenden wissenschaftlichen Medium.

Ich habe eine Ethnographie über einen Hospizkurs verfasst. Das ist – vielleicht mehr als bei anderen akademischen Unternehmungen – begründungsbedürftig. Ein solches Forschungsfeld zu wählen bzw. zu konstruieren, bedeutet zunächst einmal, sich für den gesellschaftlichen Umgang mit dem Sterben zu interessieren. Schließlich werden in Hospizkursen potenzielle zukünftige Ehrenamtliche auf ihre Tätigkeit vorbereitet, Moribunde zu begleiten. Hier sollen sie idealerweise lernen, Sterbenden eine hospizadäquate Stütze zu sein, was vor allem eine Fokussierung auf die soziale Dimension des Ablebens beinhaltet. Das unterscheidet sie sowohl von Ärzten und Ärztinnen als auch von Pflegern und Pflegerinnen, welche sich aufgrund ihrer Berufsausrichtung tendenziell für die körperliche Verfassung Moribunder interessieren. Warum aber sollte überhaupt etwas jenseits des Körpers im Sterbefall für Personen relevant sein, die nicht zum Kreis der An- und Zugehörigen des Dahinscheidenden zählen? An dieser Frage setzt die Hospizbewegung in den 1960er-Jahren als sich konstituierendes zivilgesellschaftliches Phänomen an, indem sie die durch Norbert Elias (2002) ebenso in der Soziologie prominent gewordene *Einsamkeit der Sterbenden* moniert. Durch sie wird eine Institutionalisierung des Ablebens gefördert, die Moribunde als sozialen Typus hervorbringt, der spezifische (gleichermaßen körpertranszendente) Bedürfnisse und entsprechend auch Leiden aufweist. Ihre konstitutive Kritik richtet sich u.a. gegen Mediziner und Medizinerinnen – qua Profession eher sterbefeindliche Akteure – und zugeschriebene gesamtgesellschaftliche Tabuisierungs- und Verdrängungstendenzen, die eine adäquate Betreuung von Sterbenden erschweren (vgl. dazu u.a. Heller et al. 2013). Der damit verbundene zivilgesellschaftliche Auftrag der Initiative findet sich in verdichteter Form in Hospizkursen.

Die selbst gewählte Mission der Hospizbewegung, Moribunden im Widerspruch zu unterstellten sozialen Tendenzen zur Seite zu stehen, deute ich in

verzichte ich darauf, ohne einseitige Identifikationen stiften zu wollen. Die Inkongruenz, die aus meinen sprachästhetischen Entscheidungen folgt, bitte ich zu entschuldigen.

dieser Arbeit als Antwort auf ein gesellschaftliches Bedingungsgefüge des Sterbens, das ich von den mit ihm einhergehenden Zuschreibungen abgrenze – so gehe ich bspw. nicht von einer auch in der Soziologie sich Beliebtheit erfreuenden Verdrängungs- oder Tabuisierungsthese aus (vgl. u.a. Fuchs-Heinritz 1973). Ich beschäftige mich vielmehr mit den Konsequenzen moderner Sterbeverläufe, die m.E. eine individuelle und individualisierte Konfrontation mit dem Ableben fördern, die gerade nicht vermieden werden kann.

Wie begegnen Gesellschaften den typischen kontemporären Sterbeprozessen? Es bilden sich Organisationen aus, die auf das Sterben spezialisiert sind: Hospize, Palliativstationen in Krankenhäusern, ambulante Sterbeversorgungsformen. Daneben existieren die in dieser Arbeit fokussierten ehrenamtlichen Sterbebegleitungen als eigenständige Form der Zuwendung zu Dahinscheidenden. Das nicht monetär vergütete Engagement basiert auf einem wertrationalen Handeln (vgl. Weber 2013, S. 175), das dem Sterben als soziale Herausforderung begegnet und es zugleich als solche hervorbringt. Den damit verbundenen Herstellungsprozessen möchte ich hier nachgehen, indem ich nicht Hospize und Palliativstationen aufsuche, die zumeist durch Multiprofessionalität gekennzeichnet sind, sondern einen Hospizkurs, der darauf ausgerichtet ist, Novizen in die eigenlogischen Haltungen der Bewegung einzuführen. Die Forschungsfrage, die allen weiteren Ausführungen zugrunde liegt, lautet: Wie werden Sterben und Sterbebegleitungen in einem Hospizkurs konstruiert und vermittelt? Diesem Erkenntnisinteresse gehe ich nach, um spezifische soziale Hervorbringungsprozesse, die sich auf Sterben und Sterbehandlungen beziehen, zu analysieren, welche ich als eine [sic!] Antwort auf herausfordernde kontemporäre Sterbebedingungen auffasse.

Die Soziologie, die sich in der Selbstbeschreibung der Gesellschaft übt (vgl. Luhmann 1998, S. 1128ff.), setzt sich mit vielen und unterschiedlichen Aspekten sozialer Wirklichkeit auseinander. U. a. beschäftigt sie sich mit Sterben und »Sterbewelten« (Schneider 2014) – sowohl die soziologischen Klassiker sind dem Ableben wissenschaftlich zugeneigt (vgl. Feldmann 1990) als auch zeitgenössische Soziologen und Soziologinnen (vgl. u.a. Benkel 2016; Saake et al. 2019). Trotzdem wirkt der Status der Thanatosoziologie tendenziell randständig in der deutschen Soziologie, was sich u.a. an der vergleichsweise kleinen Gruppe zeigt, die dem Exitus langfristige wissenschaftliche Aufmerksamkeit schenkt. Dies wird der Relevanz des Themas nicht gerecht, schließlich betrifft der Umgang mit dem Ende der individuellen Existenz jedes Gesellschaftsmitglied indirekt und direkt – welche sogenannte Bindestrich-Soziologie kann schon so eine Reichweite für sich in Anspruch nehmen? Allein weil das Sterben jeden und jede betrifft, kann man ihm Bedeutsamkeit zusprechen. Darüber hinaus schafft es aber auch soziale Beziehungen wie die zwischen Anbietern und Empfängern medizinischer Dienstleistungen oder zwischen Sterbebegleitenden und Sterbenden. Insofern ist es in besonderem Maße für die Soziologie von Belang.

Das letztgenannte Beziehungsgefüge steht im Zentrum dieser Arbeit, um den finalen Zug im modernen Spiel des Lebens und Sterbens zu verstehen. Dabei wird unterstellt, dass sich etwas über das Soziale an seiner Grenze in Erfahrung bringen lässt, das die Verfasstheit von Gesellschaften grundsätzlich berührt. Denn da, wo Zweckrationalität absurd wird, wird modernes Handeln herausgefordert. Was bleibt oder kommt, wenn Instrumentalität an existenzielle Grenzen stößt, wenn das Ende der Funktionalität die Funktionalität selbst infrage stellt? Und wenn Religion nicht mehr ehemals selbstverständliche Antworten auf diese Fragen geben kann? Sterben kann als spezifische Herausforderung kontemporärer Gesellschaften perspektiviert werden, die weit über seine körperliche Dimension hinausgeht. Damit setzt man sich m.E. zwangsläufig auseinander, wenn man als Soziologe oder Soziologin einen Hospizkurs zum Forschungsfeld erwählt. Mit dieser Aussage möchte ich nicht unterstellen, dass die Hospizbewegung als Lösung (post)moderner Sterbeherausforderungen verstanden werden kann. Aber sie bietet eine Antwort auf kontemporäre existenzielle Fragen, die soziologisch analysiert werden kann, um der Sozialität des Ablebens nachzugehen, und sich einen Blick auf den letzten sozialen Akt zu bewahren, der möglicherweise eine Pointe bereithält, die das Stück als Ganzes besser verständlich macht. Außerdem: Wer möchte schon der Mafia widersprechen?

In der Arbeit gehe ich meiner Forschungsfrage auf verschiedenen Ebenen nach und kontextualisiere sie sowohl hinsichtlich der mit ihr aufgerufenen gesellschaftlichen Bedingungen als auch mit (thanato)soziologischen Debatten. Mit Letzteren beginnt die Dissertationsschrift. In dem Kapitel *Sterben, Hospiz und Forschung: Das sozialwissenschaftliche Vorlaufen in den Tod* verorte ich mein Forschungsprojekt in der aktuelleren, mit dem Lebensende befassten sozialwissenschaftlichen Literatur, die ich – zugegebenermaßen nur holzschnittartig – vorstelle. Dabei gehe ich der Frage nach, wie sich meine Forschungskonturierung von anderen Arbeiten unterscheidet und woran sie wiederum anschlussfähig ist.

In dem darauffolgenden Kapitel *Das lange Sterben und die Privatisierung der Ambivalenz* nähere ich mich dem Exitus zunächst anhand deskriptiver Statistiken und diskutiere dann kontemporäre Sterbeverläufe und ihre (Re-)Konstruktion in den Sozialwissenschaften. Anschließend unterbreite ich einen Vorschlag, wie man Sterben soziologisch informiert definieren kann, sodass es für empirische Studien operationalisierbar wird. Dabei verfolge ich das Ziel, sozialwissenschaftlichen Bemühungen in Forschungsfeldern des Ablebens Relevanz und Arbeitsfähigkeit zuzusprechen. Daraufhin plausibilisiere ich die Hospizbewegung als Reaktion auf (post)moderne Sterbebedingungen und ihre idiosynkratischen Herausforderungen.

Daran schließt das Kapitel *Ethnographische Zugänge zur Vermittlung des Sterbens und seiner Begleitung* an, in dem ich zunächst die Besonderheiten der qualitativen Forschung und der Ethnographie beleuchte. Dabei gehe ich der Frage nach, ob

man Feldforschungen methodologisch als Forschungsstrategie oder methodisch als konkrete Verfahrensweise fassen sollte. Außerdem beschäftige ich mich mit den theoretischen Hintergründen unterschiedlicher Ethnographie-Ausrichtungen und der Legitimität, damit verbundene feldspezifische Auswahlentscheidungen zu treffen. An diese Diskussionen schließt die Darstellung meines Forschungsprozesses an, die das »Doing Ethnography« (Gobo 2010) sichtbar und den methodischen Herstellungskontext meiner empirischen Ergebnisse nachvollziehbar machen soll.

Auf die Methodendarstellung folgt das erste Kapitel, in dem empirische Befunde in Form von Beschreibungen und Analysen vorgestellt werden. In *Der Kurs: Erntedank-Mitte, sprechender Stein und das Gemälde der sterbenden Geliebten* stelle ich den ersten Kursabend und damit das Forschungsfeld und seine Protagonisten und Protagonistinnen vor. Was für Menschen kommen zusammen, um zu lernen, wie man Sterbende begleitet? Wie kann man sich einen Bildungsort vorstellen, an dem der karitative Umgang mit dem Dahinscheiden anderer gelehrt und gelernt wird? Über erste Einblicke in einen Ausschnitt gesellschaftlicher Wirklichkeit hinaus interpretiere ich in einer Fallanalyse die Ablauflogik der Kurssequenz und fahnde nach kursspezifischen Dynamiken und einer auf den Vermittlungsgegenstand gerichteten Dramaturgie. Dabei unternehme ich erste analytische Bemühungen, um dem Modus der Integration in den Kurs und seinen Partizipationsformen nachzugehen.

Daran schließt ein weiteres Kapitel an, das sich intensiv mit der Empirie des Kurses auseinandersetzt: *Das Wie der Wissensvermittlung: Gemeinschaftliche Assoziationsräume*. Hier wird eine Taxonomie der Kurspraktiken vorgestellt, welche die Bandbreite des kursinternen Handelns auffächert und der Analyse der hospizspezifischen Wissensvermittlung dient. Was haben z.B. Meditationstänze und Handmassagen mit Sterbebegleitungen zu tun?

Auf diese stark praxeologisch ausgerichteten Analysen folgt eine sozialphänomenologische und ritualtheoretische Auseinandersetzung in dem Kapitel *Buddha-Figuren und künstliche Rosen – die Banalität der großen Transzendenz*. Hier wird u.a. nach den Funktionen von Symbolen und Ritualen im Kurs gefragt, um den materiellen und strukturellen Dimensionen hinsichtlich des Kursthemas, die Begleitung Sterbender, nachzuspüren. Was haben Plastikrosen und Talking-Stone-Runden mit dem Sterben zu tun? Mit prominenter theoretischer Schützenhilfe wird nach einer Antwort gefahndet, die eine Brücke schlagen möchte zwischen dem, was man im Kurs sieht, und dem, was unsichtbar, aber da ist. Es wird also die Sinnsuche nach der großen Transzendenz eröffnet. Außerdem wird der Abschluss des Kurses, der Einführungsgottesdienst, als Übergangsritual perspektiviert, welches das hervorbringt, was noch nicht da sein kann: Sterbebegleitende.

Darauf folgt das Kapitel *Die Hermeneutik der Sterbebegleitung: Herausforderungen des existenziellen Auslegens*, in dem den Bedeutungshervorbringungen in Bezug auf Sterbebegleitungen nachgegangen wird, in ethnographischer Manier weiterhin auf

der Basis deskriptiver Feldeinblicke und deren Analyse sowie theoretischen Kontextualisierungen. Zunächst wird das Curriculum des Kurses beleuchtet und dann werden exemplarische Vermittlungspraktiken analysiert, die für das Typische stehen, ohne die Daten zu glätten und Widersprüche zu verdecken. Wie macht man das also, Sterbende zu begleiten? Und welche Bedeutung hat dieses Tun, dessen Zweckrationalität existenziell infrage steht?

In dem thematisch anschließenden Kapitel *Spiel des Sterbens: Soziales Handeln und die Frage nach Anfang oder Ende* wird dezidiert den Sterbekonstruktionen nachgegangen. Schließlich sind Sterbebegleitungen nicht ohne ein Verständnis des Sterbens vermittelbar – oder doch? Und wie kann man etwas, das mit der Absolutheit der Unvertretbarkeit einhergeht (vgl. Heidegger 1967 [1927], S. 253), zu einem Lehrgegenstand erheben, gerade wenn der naturwissenschaftliche Blick das Thema des Kurses verfehlt? Denn letztlich wird hier kein medizinisches Personal ausgebildet.

Das letzte Kapitel dieser Arbeit vor dem Fazit *Ein autofiktionaler Schreibversuch* basiert auf einem autoethnographischen Text, der meine Erlebnisse als Sterbebegleiterin zugänglich machen soll. Dazu werden fiktionale Elemente und Erinnerungen verwoben. Es handelt sich also nicht um die Darstellung *echter* Sterbebegleitungen, sondern um einen literarischen Versuch, Erfahrungen zu transportieren, der auf andere Mittel zurückgreifen kann und darf als eine rein wissenschaftliche Bemühung, welche eine davon abweichende Art der Wahrheitssuche verfolgt. Nach drei theoretischen Kapiteln über das Sterben in (post)modernen Gesellschaften und sich darauf beziehende sozialwissenschaftliche Bestimmungsversuche sowie vier empirischen Kapiteln über die Vermittlung von Sterbebegleitungen entwickelte sich in mir das Bedürfnis, ein weiteres über das ehrenamtliche Tun selbst zu schreiben – und zwar in einer Form, welche die Situationen schützt und zugleich als Erfahrungen nachzeichnet. Schließlich ist die Beschäftigung mit der Ausbildungsebene nur in einem wissenschaftlichen Kontext ein Selbstzweck.